

(Nachdruck verboten.)

10]

Niobe.

Roman von Jonas Lie.

Der Doktor ließ sich von Zeit zu Zeit blicken als gastfreier Wirt, hie und da einige Worte äusernd. Mit einer ziemlich undurchdringlichen Haltung und einem eignen Ausdruck beobachtete er hin und wieder den Cigarettenrauch, der gleich einer dichten Nebelwolke über der Damengruppe hingog.

Und schmal und dünn, den gelben Zopf über den Rücken herabhängend, tauchte Vertheas runder Kopf mit der Stumpfnase und den blanken Augen neugierig hier und da auf. Ihr Blick mied den hübschen, brünetten Kandidaten Barberg, wenn er zu ihr hinüber sah, immer beharrlicher, so daß er sich ihr schließlich näherte und zu scherzen und zu fragen begann, schrecklich interessant war, sagte, sie sei eine Knospe, die sich bald zur Rose entfalten würde.

Minka sah man seltener, sie glitt mit einem unruhig nervösen, gedrückten Lächeln aus und ein. Sie gab sich den Anschein, als habe sie viel zu thun. Wenn sie mit wollte, mußte sie natürlich ihre Ausrüstung und ihre Toilette ordnen, ihr Kleid aufheften und so weiter.

Als sie über den Gang huschte, winkte der Vater ihr zu, ins Studierzimmer zu kommen.

„Minka, ach, hör einmal! Du möchtest diese Fußtour wohl gern mitmachen?“ sagte er, als sie hineingekommen war.

„Ja, außerordentlich gern, Vater. Ich habe ja niemals so etwas mitgemacht.“

„Ich will Dir nur sagen, meine liebe Minka — hm, ja — wie soll ich es Dir nur beibringen, ohne Dich allzu sehr zu betrüben? — Aber als Doktor, siehst Du, und Dein Vater, so bin ich nicht ohne Besorgnis, ob Du wohl die Gesundheit zu dieser langen, anstrengenden Wanderung durch den Wald und die Wildnis hast. — Nein, nein, Kind, ich will Dir nichts verbieten, will es nur Deinem eignen Urteil anheimstellen. Wenn Du nun plötzlich ermüdetest und tief im Walde krank liegen bleibst?“

„Ach, ich fühle es so gut, so sicher, daß ich das nicht thue. Würde ich krank,“ hier übermannten die Thränen sie, „so könnte es nur daher kommen, daß ich nicht mit dürfte.“

„Du darfst ja!“ jährie er, bedachte sich aber wieder.

„Hör jetzt einmal, Minka, wenn — wenn — bedenke einmal — ich sage es Dir in aller Güte, will Dich durchaus nicht zwingen — aber wenn Du diese Tour aufgiebst, so sollst Du zu Deinem achtzehnten Geburtstag in September eine — goldene Uhr haben — mit einer wirklich schönen Kette,“ fügte er hinzu, als er sah, daß ein Unwetter in Minkas Mienen aufzog.

Sie sah ihn bleich und starr an.

„Nein, nein, Vater,“ rief sie ganz außer sich aus. „Wenn Du es mir verbietest, so werde ich zu Hause bleiben. Für Gold gebe ich es aber nicht auf.“

„Nun, nun — na, ja! So brauchst Du es nicht aufzufassen. Du weißt ja, ich verbiete Dir nichts. Aber Du wirst doch begreifen, daß ich Dich auf dies mit der Gesundheit aufmerksam machen mußte. So, so — so, so — Ja, weiter wollte ich nichts von Dir, Minka. Sagt Deine Mutter ja, so weißt Du wohl, daß ich nicht nein sage. — Nun, nur nicht betrübt sein, Kind! Aber Du solltest Dich doch ein wenig in acht nehmen vor den beiden Schläpfen, den beiden fremden Hauptstadtlöwen. Du bist ja ein vernünftiges Mädchen und es ist nicht gesagt, daß sie so viel Bildung besitzen. — Ja, weiter wollte ich Dir nichts sagen; ich meinte nur, eine goldene Uhr würde Dir noch mehr Freude bereiten.“

„Und Du läßt sie wirklich mit?“ kam der Doktor dunkelrot im Gesicht ins Schlafzimmer zu seiner Frau, die dort saß und nähte und das Touristenkleid aufheftete.

„Können wir wohl anders, Du —“

„So, meinethwegen, ich verstehe mich auf nichts mehr, absolut auf nichts mehr. In früheren Zeiten würde ein solches Judenwaldgerenne mit fremden Mannsleuten ein junges Mädchen in der Leute Mund gebracht haben, ihr Ruf wäre ruiniert gewesen, sage ich Dir.“

„Ich weiß, daß es mir nur gut gekhan haben würde, wenn sie mir ein wenig mehr Freiheit gelassen hätten, als ich jung war.“

„Ja, Du, Vente —“

„Ich war gewiß auch nicht anders als die übrigen Mädchen. Wir gingen ja einher wie die Schafe in der Wucht. Sittsam oder unsittsam, wurden wir alle gleich erfahrungslos geäußt, die mit allen möglichen Ideen voll gepfropft wurden. Als wir dann älter wurden, mußten wir von vorn anfangen zu lernen.“

„Solche Waldpartie in allerhand Gesellschaft, ist das etwas für ein anständiges Mädchen? Glaubst Du wirklich, daß irgend ein Mann in einer ordentlichen Stellung so eine Landstreicherin nimmt?“

„Man denkt jetzt anders, Baarvig; ich glaube, daß manch ein Mann sich nicht daran stoßen würde. Sieh doch nur einmal Kjøl und Thekla Feiring an.“

„Daß Kjøl, bitte, aus dem Spiel,“ brauste er auf. „Ich sage Dir, Vente — kurz und gut, ich frage Dich: Sind wir dazu verurteilt, dazu gezwungen, Minka so wegzuworfen?“

Frau Vente atmete schwer, während sie hastig weiter nähte.

„Ich weiß wenigstens keinen besseren Rat, als den Kindern die Zügel schießen zu lassen, damit sie es lernen, die Freiheit zu gebrauchen. Denn eines steht fest, wenn wir ihnen ihre Freiheit vorenthalten, so verlieren wir sie ganz und gar.“

Jetzt kam Minka durch den Saal herein, um das Kleid anzuprobieren.

„Bar Vater besorgt wegen der Tour, Mutter, war er deswegen hier oben, um mit Dir darüber zu reden?“ forschte Minka, als sie allein waren.

„Es ist nur, weil es das erste Mal ist, daß Du so allein auf eigne Hand aus fohst,“ umging Frau Vente die Frage.

„Diese routinierten Städter verstehen sich so gut auf den Unterschied zwischen Fajelei und Komplimenten und dem, was wirklich so gemeint ist. Und Du weißt ja, daß man nicht alles, was sie vorbringen, für bare Münze nehmen darf.“

„Ja, bin doch wirklich auch nicht mehr so ganz die liebe Unschuld vom Lande, Mutter! Niemand von ihnen allen kann sich mit Thekla Feiring messen. Und außerdem will ich Dir nur sagen, glaube ich, daß ich auf der Höhe der Situation bin.“

„Hm,“ murmelte die Mutter, den Faden im Munde, „ich dachte gerade nicht an die interessanten Fragen und Gespräche, Minka; in der Beziehung brauchst Du wohl nicht besorgt zu sein. Es ist mehr — wie soll ich nur sagen? — ihre persönliche Art und Weise, miteinander zu verkehren. Man gleitet so leicht in ein vertrauliches oder in ein freundschaftliches Verhältnis und all dergleichen — und dann nimmt ein junges Mädchen wie Du leicht alles für gute Ware, was diese —“

„Ach, Mutter, das ist wirklich zum Lachen. Du fürchtest Dich vor Courmachereien und Verliebtheiten und so etwas! Ach nein, wir haben so ganz andre Interessen heutzutage. . . Sich zu verheiraten und sich einen Herrn und Meister auf den Hals zu schaffen, dazu ist immer noch Zeit genug.“

„Ja, siehst Du, man ist so geneigt, die Personen im Lichte der Ideale zu erblicken, als deren Ritter sie sich aufwerfen; aber es ist nicht gesagt, daß das allemal zutrifft, Minka.“

Minka schüttelte überlegen den Kopf.

„Liebste Mutter, bilde Dir doch nur nicht ein, daß wir an so etwas denken. Das war vielleicht in alten Zeiten der Fall. — Ach, Mutter, beste Mutter, willst Du Vater nicht bitten, daß er mir seinen Krimsstecher leiht? Ich wollte ihn so am Riemen über der Schulter tragen, Du — das sieht so sportsmäßig aus.“

„Du brauchst nicht bange zu sein, daß ich mir den Kopf verdrehen lassen werde, Mutter,“ scherzte sie. „Ach, ich freue mich so, daß ich es gar nicht sagen kann. Ich weiß, daß ich heute nacht kein Auge schließen werde. Wie dumm, daß ich mich nun noch mehrmals unten im Zimmer in diesem alten Sommerkleid sehen lassen muß, während die andren in ihren flotten Touristenkostümen einherstolzieren. — Es nißt Luise Lund wirklich nichts mit all ihrem feinen Cheviot und ihrem Messinggürtel; Thekla ist viel chiler — sie hat den echten Schnitt, wie angeboren, sagte Kjøl sofort, als er sie sah. — Es war wirklich ein guter Einfall von ihm, daß er die Wildjatten aus dem Vorratshaus auf die Treppe hinausbringen

rief; es wurde dadurch mit einem Schlage so ländlich. Und dann sah ich sehr wohl, daß er Thekla zublinzelte und daß sie sich amüsierten; sie hatten es gleich heraus, daß Luise nicht ans Rauchen gewöhnt war. — Ach nein, Mutter, nahe es nicht in der Taille ein; es kann gern noch ein wenig weiter sein, so flott wie Anna Rißts, daß man auf den ersten Blick sehen kann, daß kein Korsett darunter ist.

„Fertig, Mutter? — Dann ziehe ich es gleich an. — Es könnte gewiß immer noch etwas kürzer sein,“ meinte Minka, sich mustern. „Theklas ist viel kürzer, das giebt solchen freien Schwung.“

„Thekla ist kurztaillig und hat ganz andre Beine wie Du, Minka. Dich würde es nicht kleiden, es würde vielmehr ein wenig stummelig aussehen.“

„Mutter, Du vergißt doch nicht, um den Krimscheer zu bitten?“

„Sieh zu, ob Du nicht etwas essen kannst, Minka, Du hast ja das Abendbrot ganz über schlagen.“

„Ach bin wirklich nicht im stande, Mutter,“ rief sie zurück, indem sie den Saal durcheilte . . .

Wie gewöhnlich bewegte sich Schulteiß im Kreise um die Ereignisse herum, stets in genügendem Abstand, um nicht attrapiert zu werden. Plötzlich aber bahnte er sich, strahlend aufgeräumt und sich nach allen Seiten hin verneigend, den Weg mitten durch die Zimmer, wo die Gesellschaft sich jetzt in sehr gehobener Stimmung um eine Bowle mit einem Sommertrank vereinigte, den Kjel aus allerhand mythischen Ingredienzien zusammenzusetzen mußte. Wäre es bei ihm auf dem Sägewerk gewesen, so dürfte vielleicht etwas Champagner mit hineingekommen sein, deutete er an.

(Fortsetzung folgt.)

Lebensführungen.

Es ist keine Zufälligkeit, wenn in der jüngsten Gegenwart das psychologische Interesse am menschlichen Individuum so auffallend laut betont wird. Man kann es ruhig auf die Nährwurzeln des Socialismus zurückleiten, von dem jenes Kraft und Leben empfangen hat, wie die ganze moderne Kunst und Litteratur, die ja ebenfalls von dorthier Ausstrahlungen sind. Der Socialismus hat uns die Augen über uns selbst aufgethan. Wir haben erkannt, daß wir bisher nur Bruchstücke des Menschthums besaßen. Das Individuum in seinem Verhältnis zu sich selbst und zu den Mitlebenden, das Individuum in seiner Abhängigkeit von ökonomischen Umständen, vom „Milieu“, das ist von seiner makrocosmischen Umgebung, das Individuum endlich in seiner Willens- und Machtbethätigung, wie in seiner Einordnung in die Gesamtheit suchen wir kennen zu lernen. Das kann nun am sichersten auch durch persönliche Lebensschilderungen oder Memorabilien geschehen. In ihnen offenbart sich nicht bloß das Wesen eines Menschen, sondern wir erhalten gleichzeitig Aufschlüsse über gewisse Zustände und Ereignisse, die gerade dieser Zeit angehören. Daher sind uns Memoiren so wertvoll geworden; in ihnen haben wir, was wir suchen: „Documents humains“. Schriftsteller, Gelehrte, Künstler gaben von jeher das Beste und Anregendste. Und das ist selbstverständlich, denn sie erleben viel und sie erleben es „interessant“. Von ihrer Persönlichkeit spinnen sich tausenderlei Verbindungsfäden zur Allgemeinheit hinüber. Ihr Wirken und Schaffen gehört bis zu einem gewissen Grade der Allgemeinheit. Sobald wir ihrer Schöpfungen theilhaftig werden, beginnen wir auch an den Urhebern selber persönlichen Anteil zu nehmen. Dies Interesse erhöht sich mit der Bedeutung dessen, was sie, die Künstler und Dichter, uns zu sagen haben. Ist nun vollends ein Theater der Ort, von welchem aus sie auf uns wirken, so stehen sie uns noch viel näher. Denn das Theater ist eine Volkssache, wie sehr auch das kapitalistische Regime der Verwirklichung dieses Gedankens noch Hemmnisse entgegenstellt. Weil aber die Bühnenkunst ein Faktor von kultureller Bedeutung ist und sein soll, so erklärt sich auch wohl das Interesse, das wir an großen Künstlern zu nehmen gewohnt sind. Ihr Name ward uns ja geläufig; ihre darstellerischen oder gesanglichen Leistungen hoben wir jahraus, jahrein vor Augen und Ohren gehabt. Um wieviel anreizender muß es demnach erscheinen, wenn sie uns Gelegenheit geben, die ganze Spur ihres Erdentwählens noch einmal in „Lebenserinnerungen“, die sie der Deffentlichkeit vorlegen, zu verfolgen. Allzu häufig geschieht das nun zwar nicht, und noch viel weniger pflegen solche Denkwürdigkeiten über aneddotischen, das eigne „Ich“ eitel bespiegelnden Krimstrams hinauszuweichen. In solchem Falle schrumpft das Gebotene auf Nullwert zusammen. Steht das Publikum aber einem Werke, wie Ludwig Varnahs „Erinnerungen“ gegenüber, so lohnt es gewiß der Anteilnahme. Hier hat es einmal Vollwertiges!

Den Berlinern wird die Wirksamkeit dieses Bühnenkünstlers noch lebendig genug im Gedächtnis sein, obwohl er sich schon seit einigen Jahren von aller Theaterei zurückgezogen hat. Den Berufskollegen selber wird er aber stets unvergesslich bleiben. Denn er war es ja, der vor nun 32 Jahren die Deutsche Bühnengenossenschaft gründete. Sie in erster Linie haben ernste Veranlassung, die „Lebenserinnerungen“ Varnahs ihrer Privatbücherei einzuberleihen; denn diese bilden ein Standard work of life im besten Sinne des Wortes, und lassen sich getrost Rötshers „Seydelmann“ anreihen. Varnahs menschliche wie künstlerische Persönlichkeit tritt uns daraus in voller Ganzheit entgegen, und wir gewahren außerdem, daß auch ein schriftstellerisch begabter Geist zu uns redet. Dies Moment erhebt Varnahs Werk zu einer Leistung von literarästhetischem Wert, neben dem theatergeschichtlichen an sich. Der Autor schildert sein eignes Künstlerleben von Anfang aus. Das chronistische Verfahren konnte hierbei nicht umgangen werden. Aber indem Varnah die einzelnen Phasen seiner Entwicklung mit kritischen Raisonnements über Zustände, Persönlichkeiten, allerlei charakteristische Vorgänge und Verhältnisse begleitet, vertieft er seine Selbstbiographie zu einer Arbeit, aus welcher die Specialforschung so manchen Nutzen ziehen wird. Selbständige Kapitel bilden da, neben summarischen, gründlich erwogenen Betrachtungen über Pariser, Londoner, niederländische, amerikanische, italienische und russische Schauspielkunst sowie bedeutende Vertreter derselben, vor allem die Schilderungen der Meininger, dann die authentischen Darstellungen über das Zustandekommen der Bühnengenossenschaft, über das Deutsche und Berliner Theater, wovon hier noch weiter die Rede sein soll. Durch das alles blidt aber schon das Porträt des gereiften, auf der Höhe seiner Leistungen stehenden Künstlers, der im Kampfe um Existenz und Lorbeer seine viel beneidete und heftig beschudete Position zu verteidigen hat. Dieser Lebensabschnitt kann im Detail gewiß amüsant verlaufen. Im allgemeinen wird er doch jene analogen Konturen aufweisen, welche sich aus dem Zusammenprall einer starken Individualität mit den jeweiligen menschlich-gesellschaftlichen, wie zeitlichen, örtlichen und künstlerischen Nachfaktoren von selbst ergeben. Wie aber fast immer an einem Gemälde die Skizze interessiert, die seine Grundlage gebildet hat, so gewinnt auch jener Teil im Leben eines Menschen, da er sich entwickelte und wie er wurde, unser besonderes Interesse. Auch Varnahs Jugend liefert den schon so oft erhärteten Beweis für das Ringen um das Erreichen des Kunstideals. Wieder empfangen wir die Bestätigung, daß, wer die Höhe echter Künstlerthätigkeit erklimmen will, einen schweren Leidensgang zu gehen hat. Er blieb auch Varnah nicht erspart, obgleich er den Vorzug hatte, wohlhabende Eltern zu besitzen. Aber was will dieser Vorteil viel besagen, sofern einer, wie der junge Varnah, so ganz aus der Art schlägt und eigne Wege wandelt! Der Künstler wurde am 11. Februar 1842 zu Budapest geboren. Seine ersten Kinderjahre fielen in die ungarische Revolution. Bombardements, Judenverfolgungen, Straßenkrawalle spielten sich nicht bloß einmal ab. Der Sturm um die Freiheit, der das Volk erregte, bildet gewissermaßen die Grundmelodie in Varnahs Wesen. Ein Stürmer und Dränger war auch er. Wenigstens als Künstler. Die ihm eigne Begeisterung in allem, was er unpaßt, dieser Elan, das mutige Drauflosgehen ohne Maske, ohne Versteckenspiel, das Wagnis des offenen Wortes, der unbeirrbaren Entschlüsse und Thaten, was ist es anders sonst, als das überkommene Erbeit seines Heimatvolkes! Eine besondere Veranlagung fürs Theater zeigte er vorerst nicht. Aber im Elternhause gingen bedeutende Musiker und Theaterleute aus und ein. Da nimmt's nicht wunder, daß Varnah sehr früh für das Theater Neigung faßte. Mit einem „Musikfett“ verlich er als Fünfzehnjähriger heimlich das Elternhaus. Eine mütterlicherseits ihm applizierte Ohefzige gab dazu die Veranlassung. Auf nach Wien! Und zur Bühne! Aber das war nicht so einfach. Wer mochte einen so jungen Menschen, der zwar fürchterlich deklamirte, aber keine Rolle studiert hatte und, was das wichtigste, keinen elterlichen Erlaubnißschein aufweisen konnte, anstellen! Schließlich mußte ihn doch die Mutter vom Hungertode erlösen. Er wurde nun Student beim Polytechnicum. Aber es war damit nichts gewonnen. Also wieder nach Hause. Was mußte Varnah nicht alles „lernen“, bevor er als Achtzehnjähriger endgültig zum Theater gelangte. Erst war er Lehrling in einem Expeditionsgechäft, später Lehrling in einer Manufakturwaren-Handlung, dann Hilfsbeamter im Bureau des Vaters, Korrespondent, Buchhalter, Kassierer in Budapest und Oberungarn, dann Student, Maurer — kurz alles mögliche und unmögliche.

Die Neigung fürs Theater hatte nicht Ioder gelassen. In Trautenaun trat er endlich am 7. Mai 1860 unter dem Namen Lacroix als kontraktlich verpflichteter Mime auf. Dann ging's nach Brauman. Hier ereilte ihn aber schon die Nemesis: „Wegen Zusammenstoßens mit einer Katholischen“ (Kollegin) mußte er die Stadt auf Anordnung des Prälaten binnen zwoimal 24 Stunden verlassen. . . Nach vergeblichen Wanderjahren durch böhmische und mährische Reister erhielt er „Engagement“ in Währisf-Weißkirchen. Von da ging's nach Leipsnit, Teichan, Prosnitz und dann nach Pest. Mit der Mutter ausgesöhnt, betrat er auf ihr Betreiben die Bühne der Vaterstadt unter seinem wirklichen Namen. Der Erfolg versöhnte dann auch den Vater mit dem Sohne. Beinahe ein Jahr lang blieb er hier. Es folgten Gastspiele in Graz und Laibach. Raube in Wien wollte ihn ans Hofburg-Theater fesseln. Varnah schlug das Angebot aus und ging nach Deutschland. Hier begann nun erst seine eigentliche Künstlerlaufbahn. Aber wie gründlich und rastlos

*) Zwei Bände. (Egon Fleißel u. Co., Berlin 1903.)

hat er hier auch an seiner künstlerischen und allgemeinen Durchbildung gearbeitet!

So ausgerüstet, erklimm er allmählich die höchste Staffel der Kunst und des Ruhmes. Überall, wohin er kam, wo er auftrat, ob in England, oder Rußland, ob in Holland, Amerika oder in Deutschland, hieß die Kunstparole: Barnah! — Bis er 1898 der Bühne Valet sagte, war er in 98 Städten Europas und Amerikas an 3868 Abenden in 371 Stücken und in 455 verschiedenen Rollen aufgetreten. 1721 mal hatte er auf der Bühne heiraten, 1120 mal verschiedene Tode sterben müssen. Mit der offenen Grabheit seines Charakters hing es auch wohl zusammen, daß Barnah nur ein einziges Mal einer Hofbühne (Weimar) als ständiges Mitglied angehörte. Das Odium des Unstützlers hing ihm jahrelang an von einer Rede, die er auf einem Frankfurter Demokratentage gehalten hatte. Für Barnahs Berliner Zeit ist von besonderer Wichtigkeit sein hervorragender Anteil an der Gründung des „Deutschen“ und seine sechs-jährige Direktionsstätigkeit am „Berliner Theater“. Mannigfachen Samen hat er hier ausgesät. Seine Bemühungen um eine den Volksinteressen dienende Bühne, die Einführung von ständigen Abonnements, wie von billigen, aber erstklassigen Sonntags-Nachmittagsvorstellungen, auch solcher für reisende Schüler und Schülerrinnen, sollen ihm verdienstlich angerechnet bleiben. Nicht minder sein energisches Eintreten für die sociale und wirtschaftliche Besserstellung der Bühnenkünstler. So manches pecuniäre Opfer hat er da gebracht, so manch kerniges Wort gewagt, so manchen kräftigen Vorstoß zur Befreiung von Vorurteilen unternommen. Wer das erfahren will, der muß schon zu Barnahs „Erinnerungen“ greifen. Wer sich über Menschen und künstlerische Dinge Rats erholen will, der mag sich auch gleich an Barnahs ehrlieber Begeisterung, an seinem frohen Wagemute, an seiner scharfsichtigen, vor keiner accreditierten Größe oder geheiligten Kunsttradition ängstlich zurückweichenden Beurteilung aufrichten. Barnah, als ein durchs Kampfleben geistlicher Charakter, der sich beispielsweise auch darin gezeigt hat, wie der Mann trotz aller großartigsten Gewinnangebote seinen Rücktritt von jeglicher Bühnenhätigkeit vollzog und solchen von jedem Kollegen vollziehen zu sehen wünscht, wird ihm ein verlässlicher Berater und Lehrer sein. Nur möchte darüber nicht vergessen werden, Barnahs verständliche und allzu auffällige Verbeugungen vor fürstlichen Günstbeweisen als ein seiner sonst so durchaus sympathischen Art künstlich beigemischtos Ferment wegzutilgen. Echten Kunsttum hat mit Hoflust und Lakaienchaft absolut nichts gemein — und soll es nicht haben.

Von den Brettern, die eine „Welt“ bedeuten, handelt auch ein Buch, das Lina Fuhr unter dem Titel „Von Sorgen und Sonne“ (Jochen herausgegeben hat. Es präsentiert sich in der Hauptsache aber mehr als ein Beitrag zur Theatergeschichte der fünfziger Jahre. Die noch lebende Verfasserin, eine fünfundsiebzig-jährige Greisin, gehörte von ihrem 14. bis 26. Jahre der Bühne an. Ihre Erinnerungen reichen allerdings weiter zurück in die Zeit der Duodez-Höfe von Kassel und Hannover. Abgesehen von den Schilderungen des persönlichen sorgenvollen Kunstlebens enthält das Buch auch einige Einsiedlungen allgemeiner zeit- und sittengeschichtlicher Natur. Eine nicht uninteressante Darstellung erfährt da besonders das jospige, von engherzigem Particularismus eingeschnürte Leben in Stuttgart, Mitte der vierziger Jahre. Ueber das Intriguenspiel bei Hofe, über den Stuttgarter „Kartoffelkrieg“ und so manches andre hätte man indessen gewünscht, mehr zu erfahren, als bloße anekdotische Andeutungen. Ebenso erweckt das Kapitel „Königsberger Sturmgelassen“ größere Erwartungen. Man hofft über die revolutionäre Bewegung in der Stadt der „reinen Vernunft“ manches Neue zu hören. Die Verfasserin kommt aber über die Reminiszenz nicht hinaus. Es wird einiger litterarischer und politischer Persönlichkeiten gedacht, wie Johann Jacobus, Rudolf Gottschall, Ludwig Wafesodes und besonders des originellen Dichters Albert Dull, von welchem eine ergötzliche Episode zum besten gegeben wird. Natürlich drang die freiheitliche Bewegung selbst ins Theater. „Wenn die Schneckpost am Abend eintraf, gelangten die neuen Nachrichten zuerst dorthin. Rudolf Gottschall (damals Dramaturg bei Direktor Woltersdorff), Albert Dull oder selbst der Regisseur A. Wolff traten auf die Bühne mitten in das zärläcste Liebesduett und lasen die telegraphischen Depeschen vor; oder auch aus dem Publikum heraus wurde Stille geboten, Studenten im Parterre bestiegen die Bänke und verkündeten, was eben Neues von Berlin (über die dortigen politischen Vorgänge) gemeldet worden war. Wir Schauspieler selbst mußten Kolarden tragen, und alles ging drunter und drüber. Auf den Straßen war es bewegt. Die Stimmung des Volkes schwoll drohend an, die Polizei war machtlos, Selbsthilfe schien geboten. Junge, mutige Leute thaten sich zusammen und gründeten eine freiwillige Bürgerschutzwehr. Alte Schläger und Schärpen, hohe Stiefel und Sporen wurden hervorgeholt, und am Abend zog diese bunte Garde auf Posten, nachts auf Patrouillengänge.“ ... Es kommen dann noch die Schilderungen mannigfacher „Künstlerfahrten“ und endlich Mitteilungen aus dem Berliner litterarischen Leben. Eine Anzahl von Verühmtheiten spaziert da vorüber, auch Lassalle; doch wird nirgends tiefer geschöpft, als der feuilletonistische Plauderton verträgt. Anspruchslose Leser wird das Buch unterhalten.

Auf spezifisch ostpreussischem Boden stehen die Erinnerungen,

*) Erinnerungen aus Kunst und Leben. Bearbeitet von Dr. Heinz Gub. Gouben (Berlin. V. Wehrs Verlag. 1904).

welche A. Passarge *) zum Verfasser haben. Passarge, der erste Vermittler Ibsenscher Gedichte und einiger Dramen, hat sich durch Heimats-Novellen, Reiseschilderungen aus verschiedenen Weltteilen und als Uebersetzer bekannt gemacht. In dem vorliegenden Büchlein erzählt er sein Jugendleben. Manches interessantes Streiflicht auf ostpreussische Verhältnisse bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wird da gegeben. Ländliche Sitten und Zustände, Königsberger Schuldinge und Kunstereignisse werden teils mit satirischem Humor, teils mit didaktischer Breite erörtert. Wie unter dem alten Fritz die Regierung auf den wunderlichen Plan kam, „die Seidenindustrie durch eigne Raupenzucht vom Auslande zu emancipieren, weshalb sie namentlich auch die Pfarrer angewiesen hatte, für die Anpflanzung von Maulbeerbäumen Sorge zu tragen“, erfahren wir da. Weiter auch einiges über die Einbürgerung der Kartoffel in Ostpreußen. „Die Regierung hielt es damals für ihre Pflicht, in jeder Weise für das private ökonomische Wohlfsein der „Untertanen“ zu sorgen und sie für mancherlei Neuerungen geneigt zu machen. Ein offener Widerspruch seitens der Bevölkerung, obwohl sie fest am Althergebrachten hing, war damals ausgeschlossen. Doch bereitete selbst die Einführung der Kartoffelkultur die größten Schwierigkeiten, trotz Befehl und Anweisung an die Domänenämter, die Pfarrer und Beamten. Man leistete passiven Widerstand, setzte zwar die Kartoffeln in den Acker, aber aß sie nicht. Den Diensthoten waren sie ganz und gar ein Greuel. Sie hielten sich lieber an ihre grauen Erbsen, dieses echt ostpreussische Gericht, ohne welches es keine gute Abendmahlzeit gab.“ Ueber die Behandlung der Gefangenen, die nicht selten „mit einem dicken eisernen Ring um den Kopf und einem Horn daran“, sowie stets mit einer schweren Kugel an den Füßen belastet wurden, ferner über härteste Prügelstrafen, welcher die Arbeiter seitens ihrer Brotgeber ausgeföhrt waren, weiß Passarge manch traurigen Zug zu erzählen. Er selbst hält die Prügel allerdings für „ein höchst natürliches Strafmittel“ und meint, „die Gesellschaft habe nicht gut gethan, darauf gänzlich zu verzichten“. . . Und das sagt Passarge, der Geheimne Justizrat in Pension! Mit der Heidelberger ersten Studentenzeit bricht das Buch ab. Wir stehen vor dem Jahre 1848. Es ist ein verflüchtos Ding mit dem rüchterlichen Mannesstolz vor Königsthronen. Da waren die Ostpreußen Jacoby und unser Robert Schweißel doch aus andrem Holz! — Ernst Kreowski.

Kleines feuilleton.

50. Ein altes Tagebuch. Sehr originell und höchst ergötzlich sind die Aufzeichnungen, welche ein Augsburger Handwerkermeister aus dem Jahre 1715 hinterlassen hat. Es sind freilich nur wenige Blätter, doch sie geben ein charakteristisches Bild von dem Leben der Reichsstädter in früherer Zeit. Den 1. Mai 1715. Ich ließ heute nebst meinem Weibe zur Aber, weil das Wetter so schön war. Nach dem Essen gingen wir auf ein Glas Wein in das Wirtshaus in der Froschstraße und blieben daselbst bis vier Uhr. Die Zeche war 55 Kr. Danach machten wir einen Spaziergang vor's Thor und aßen zu Nacht. Mein Weib klagte über Magenbrüden. Deshalb tranken wir noch ein Glas Wein im Weberhaus. Die Zeche war 30 Kr. Den 2. Mai. Diesen Vormittag war nicht viel zu thun. Ich ging in Meyers Kaffeehaus; mein Weib aber hatte von ihren Nachbarinnen Besuch. Im Kaffeehause gefiel mir's nicht, bezahlte 12 Kr. und ging ins Wirtshaus „Zum Prinzen“. Daselbst traf ich verschiedene Bekannte an, blieb also bis gegen zwölf Uhr sitzen und verzehrte 19 Kr. Nach dem Essen kommt eine Kutsche gefahren, welche vor meinem Hause stille hält; darin saß mein Schwager mit seinem Weibe, die mir eine unverhoffte Freude machen wollten. Weil wir nun alle Aderläßer waren, mußte ich mich in den Poffen schiden und mich ins Jägerhäuschen schleppen lassen. Hier hieß es: „Was befehlen die Herrschaften? Beliebt's Forellen, Krebse, Kapauern, Hechtleber? Was beliebt zu trinken: Elasser, Würzburger, Rheinwein, Mosel, Redar, roten Schaffhauser? Oder was für Wein sind die Herrschaften sonst zu trinken gewohnt?“ Ich bestellte zuerst nur einige Hühnchen und eine Flasche Redarwein. Allein ich sah wohl, daß man mehr von mir erwartete, deshalb ließ ich's nachher gehen wie es wollte. Hierauf trug man auf, als ob ich Hochzeit daselbst hätte. Die Weiber ließen sich zwar trefflich schmeden, allein bei Zahlung der Zeche fiel die Freude in den Brunnen. Jedoch mit 13 Fl. 45 Kr. war das ganze Wesen richtig gemacht und wir konnten noch eilliche Krebse mit nach Hause nehmen. Den 3. Mai. Bar Sonntag. Wir gingen in die Kirche, nach derselben vors Thor, und dann ins Bäckerhaus auf ein gut Glas Wein, weil man sich doch nach dem Aderlassen nicht genugam in acht nehmen kann. Die Zeche war 38 Kr. Den Nachmittag fuhren wir nach Hausstetten. Wir wollten nun zwar recht mäßig sein — aber es kam doch ganz anders — und wir verzehrten in aller Stille 9 Fl. und 56 Kr. Denn außer uns war sonst niemand vom Mittelstande daselbst. Wir fuhren gegen Abend wieder nach Hause, und waren sowohl ich als mein Geliebter dieses Sämantes überdrüssig. Die Extra-Ausgaben für diesen Tag waren noch 1 Fl. 27 Kr. Den 4. Mai. Für braun Bier 14 Kr. Den 5. Mai. Für drei Maß Bier, zwei Drote und eine Wurst 12 Kr. Im Numelspiel verloren 27 Kr. —

*) Ein ostpreussisches Jugendleben. Erinnerungen und Kulturbilder. (Leipzig. V. Eischer Nachf. 1903.)

Theater.

Schauspielhaus. „Der grüne Zweig.“ Schauspiel in drei Aufzügen von Felix Philippi. — Sonst gab es in den Stücken Philippi irgend eine Sensation ein Surrogat, das in gewisser Weise Spannung erregend den Blick von dem inneren dramatischen Defizit abziehen konnte. Man wurde durch Anspielungen auf Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens oder aktuelle Vorgänge unterhalten oder belam doch geschickt erfundene und gruppierte, dekorative Effekte, einige farbige, das Auge fesselnde Bühnenbilder vorgelegt. Da war im „Großen Licht“ z. B. ein mächtiger von einem genialen Architekten — die Genialität seiner Figuren kostete dem Autor nichts — aufgeführter Dombau, in dessen weitgedehnter Kuppel dann zum Schluß mit Fahnen und Ansprachen der Sieg „der deutschen Kunst“ verherrlicht wurde; da wurden in dem „Dunklen Thor“ unter Führung eines nicht weniger genialen Ingenieurs Tunnel durch Schweizer Bergriesen gebohrt und stützten unter furchtbarem Getöse zusammen usw. Nur aber hat Philippi den verwegenen Einfall gehabt, in seinem neuen Werke einmal ganz ohne jedes äußere Schauspiel, ohne nachhelfende Hintergründe, ohne Anspielungen und Aktualitäten sich zu geben, was er unabhängig von jenen Ingredienzen rein als Dramatiker und Psycholog vermag. Das Resultat war, wie vorauszusehen, außerordentlich mager.

Es ist ein mühseliges Zusammenstoppeln in diesem Drama, ein Hinziehen und Verschleppen, ein Erregen von Erwartungen, von denen keine einzige — es sei denn die, daß richtig in dem Schlußakt ein Pariser Telegramm den angefordrigsten Triumph des jungen Malers meldet — erfüllt wird. Vor Jahren ist der junge Mann von Hause fortgelaufen, da der Vater an sein Talent nicht glauben wollte. Er hat geschrieben, er würde nie zurückkehren, ehe er durch den Erfolg bewiesen, was in ihm stecke. Der erste Akt erregt den Anschein, als solle der verlorene Sohn, der plötzlich wieder bei den Eltern erscheint, am Tag vor ihrer silbernen Hochzeit, der „Held“ des Dramas werden. Der kranke Mutter, krank aus Gram über die Flucht des Sohnes, die ihn mit rührender Freude empfängt, verbirgt der Junge nicht nur sein Glend, er läßt ihr vor, er habe in der Fremde Geld und Ruhm mit seiner Kunst errungen. Dann, in dem Gespräche mit dem Vater, muß er die Wahrheit gestehen, daß er gedarrt, gehungert, daß seine Arbeit keine Anerkennung gefunden. Um nicht die Karten vorzeitig aufzudecken, läßt ihn Philippi hier mit krankhaften, thörichten Phrasen um sich werfen. Allein die Eltern hätten Schuld an seinem Mißerfolge, von tausend Auszeichnungen falle nur eine dem wirklichen Verdienste zu. Man soll so eine Zeit lang glauben, Hans spiele aus Egoismus und Selbstverblendung die Rolle des verläumten Genies, und der Vater, der ihn beschwört, davon abzulassen und sich um eine valante Zeichnerstelle zu bewerben, befinde sich im Rechte. Das Geheimnis, daß Hans, den dieser Rat empört, nicht nur ein verkanntes, sondern ein wirkliches Genie sei, wird mit dramatischer Dekonomie uns erst im zweiten Akte anvertraut. Da rückt er nämlich mit der Photographie seines neuen in Paris ausgestellten Gemäldes heraus und jeder, der sie in die Hand nimmt, sagt nun: Ach, wie schön! Im übrigen erklärt der Arzt das Herzleiden der Mutter plötzlich als so schlimm, daß sie durchaus nach Raubheim müsse. Aber es fehlt am Gelde. Der Vater, ein armer, rechtschaffener Buchhalter, der mit dankbar inniger Verehrung an seiner Frau hängt, dem einzigen Glück seines Lebens, ist verzweifelt. Hans will, um Geld herbei zu schaffen für die Rettung der Mutter, sich opfern und die vom Vater vorgeschlagene Stelle annehmen. Er verschwindet nunmehr vom Schauplatz. Damit aber die Sache kein vorzeitiges Ende nähme, erscheint Herr Siebenlist, der Fabrikant, bei dem der alte Eschenbach den Jungen unterbringen wollte, in eigener Person beim Buchhalter. Die Bilanz ist schon besetzt, aber es gäbe andre Wege, um zu Geld zu kommen. Eschenbach, sein lieber Freund, könne ja selbst bei ihm eintreten, er zahle besser als die Konkurrenz. Und wenn der Buchhalter ihm einige Geschäftsgeheimnisse, die neuen Muster seines jetzigen Prinzipals verraten wolle, dann würde die Firma Siebenlist, nobel, wie ihre Grundzüge sind, sich gern mit zehn, ja fünfzehntausend Mark erkenntlich zeigen. Natürlich wird Eschenbach, der ehrliche Mann, auf ein so schmähtliches Ansuchen nicht eingehen. Auch nicht, um durch eine Stur das Leben seiner Frau vielleicht um etwas zu verlängern. Entrüstet weist er den Versuch ab, läßt ihn dann aber, damit auch für den letzten Akt noch etwas übrig bleibe, am nächsten Tage — dem Tage der silbernen Hochzeit — noch einmal wiederkommen. Eine neue Versuchsszene. Da tritt die Tochter in das Zimmer als Rettungengel. Umarmung. Der Mann ist gebrochen. Zutzischend tritt der Fabrikant den Rückzug an. Prompt trifft darauf das Pariser Telegramm ein: Hans' Bild hat einen Preis erhalten. Und keine Angebete reicht ihm den grünen Zweig — von einem Lorbeerbaum, dem Festschmuck des Zimmers. Ein Bravo klang bei dieser schönen Scene von den oberen Rängen.

Der Erfolg des groß in dem Wirk-Pfeiffer-Stil gearbeiteten Stückes (bei den Schlussszenen allerdings wurde das Publikum dem doch ungeduldig und in den Beifall nach dem letzten Akte mischte sich ein energisches Rischen) ist der in den Hauptrollen vorzüglichen Darstellung geschuldet. Kraußnecht legte sein ganzes reiches Können in die Gestalt des alten Eschenbach, Kellers Siebenlist

war eine Prachtleistung und Ruscha Duse, als Mutter, rührte durch die Töne tiefster Empfindung. —

Humoristisches.

— Der Blasierte Herr Rudelmaier (im Theater zu seiner Frau): „Fleum' net, Fanni, mir g'hören jetzt zu die seinen Leut', die was La G'fühl net haben!“ —

— Ein Reibischer. Erster Gast (eine Zeitung, in der er gelesen hat, weglegend): „Dieser Lebaudy, wie ich ihn be- reide!“

Zweiter Gast: „Wieso? Wegen des lumpigen Sahara-Kaiserrreiches?“

Erster Gast: „Ach nee. Woß weil er auf seinen Familien- namen verzichtet hat?“

Zweiter Gast: „Heißen Sie etwa auch Lebaudy?“

Erster Gast: „Ne. Ich heiße Emanuel Warzen- schwein.“ —

— Im „Tier“garten. (Ein Student zum andern:) „... und ich sag' Dir, das Kamel büßelt wie ein Ros; hat eine Sau- angst, bei Prüfung gehunzt zu werden. — Schafig, was?“ — („Lustige Blätter.“)

Notizen.

— Erkann sich's vorden Spiegel stecken. Dem: 26 Stimmen haben das Drama „Der neue Tag“ für „Meister- haft“ erklärt, 24 Stimmen sagten, es sei eine „Talentprobe“, 12 Mörkler erklärten das Werk für „Mittelmäßig“ und 7 Kritiker hielten es für „Verfehlt“. Die Zahlen sind zuverlässig. Der Autor des vorgelesenen Stückes, Dr. Franz Servaes, hat sie uns selbst mitgeteilt. —

— Ludwig Fuldas Einakter „Lästige Schönheit“ geht als nächste Novität am 23. d. M. im Schauspielhause in Scene. —

— Der Ausschuß zur Vorbereitung des Berliner Sängertwelt- streites 1904 erläßt folgendes Preisanschreiben. Gefordert werden zwei vierstimmige Männerchöre. Der eine soll im Stile eines vollstimmlichen Liedes, der andre im Stile eines Kunstgesanges gehalten sein. Die Vortragsdauer darf zehn Minuten nicht über- schreiten. Für jeden der beiden Chöre ist ein erster Preis von zwei- hundert, und ein zweiter Preis von hundert Mark ausgesetzt. Die mit einem Kennwort versehenen Kompositionen sind bis zum 20. Februar 1904 an H. F. J. Diemann, Berlin, Ballasstraße 17, einzusenden. —

— Im Theater des Westens wird Marjanners Oper „Der Tempel und die Jüdin“, in einer Bearbeitung von Hans Pfitzner zur Aufführung vorbereitet. —

— Für ein Hamerling-Denkmal hat der Wiener Stadtrat als ersten Beitrag 20 000 Kronen bewilligt. —

— Die Zahl der kleinen Planeten, die zwischen der Mars- und Jupiter-Bahn die Sonne umkreisen, hat 512 erreicht. —

— Die Gottfried Keller-Stiftung hat das Bild Segantinis „Kühe an der Tränke“ käuflich erworben. —

— Der Unterbau der Wiener Hofoper wird in diesem Sommer vollständig umgebaut; die Kosten sind auf eine Million Kronen veranschlagt. —

— Professor Dr. Kräpelin von der Münchener psychiatrischen Klinik unternimmt eine längere Forschungsreise nach Holländisch-Indien; er will bei den dortigen Naturvölkern das Vorkommen der Geisteskrankheiten studieren und untersuchen, welchen Einfluß auf die Häufigkeit der Geisteskrankheiten die Kultur- verhältnisse ausüben. —

c. Die Vorliebe für Maulwurfsfell, die in diesem Winter zur Schau getragen wird, hat in der Normandie und in andren Provinzen Frankreichs, wo der Maulwurf während einiger Zeit sehr häufig war, merkwürdige Wirkungen gehabt. Früher belam man ungefähr 8 Pf. für jedes Fell; aber seit zwei Monaten bot einer der größten Pelzhändler 34 Pf. für jedes Fell, und er erhielt in sechs Wochen 1 800 000 Felle. Infolge dieses Vertilgungskrieges ist es jetzt in manchen Bezirken Frankreichs fast unmöglich, überhaupt noch einen Maulwurf zu finden und Pelzhändler müssen 50 Pf. für jedes Exemplar zahlen. —

k. Eßbare Insekten. In einem Artikel über eßbare Insekten, der im „Royal Magazine“ veröffentlicht wird, werden mehrere merk- würdige Speisen beschrieben, die von den Bewohnern einiger fremder Länder hoch geschätzt werden. Der Bugong-Schmetterling wird von den australischen Eingeborenen als ein Lederbissen betrachtet; in Abyssinien gibt ein Mahl von Heuschrecken als ein großer Luxus. Der Priomuskäfer war bei den alten Griechen und Römern hochgeehrt; die Honigbiene wird mit viel Vergnügen von den amerika- nischen Indianern und Mexitanern verpeißt. In Centralafrika werden Grasschäpfer zur Suppe verwandt, während die Araber sie lieber mit Datteln vermischt zerquetscht essen. Die weiße afrikanische Ameise, die furchtbare Vertilgungen anrichtet, wird auch gern gegessen; wenn man sie aber zu reichlich isst, so kann sie wie ein Gift auf den Eifer wirken. Die Grugru-Raupe, die man in Amerika findet, ist sehr fett; wenn sie geröstet wird, so soll sie an Wohl- geschmack jede tierische Nahrung übertreffen. Auch das Heimges- haben die Griechen verzehrt. —